Nervenarzt 2020 · 91:268–270

<https://doi.org/10.1007/s00115-019-0767-6>

Online publiziert: 25. Juli 2019

© Springer Medizin Verlag GmbH, ein Teil von Springer Nature 2019

Holger Steinberg · Matthias Uhle

Archiv für Leipziger Psychiatriegeschichte, Klinik und Poliklinik für Psychiatrie und Psychotherapie, Medizinische Fakultät der Universität Leipzig, Leipzig, Deutschland

Nachruf auf Professor Dr. med. Klaus Weise (1929–2019)

Am 14.05.2019 ist Klaus Weise nach längerer Krankheit verstorben. Er war von 1973 bis 1995 Direktor der Psychiatrischen Klinik und Poliklinik der Universität Leipzig und Ordinarius für Psychiatrie. Für die Sozialpsychiatrie in der DDR, vor allem als Gestalter humanen psychiatrischen Wirkens, steht sein Name bis heute paradigmatisch (**Abb. 1**).

Am 01.03.1929 in Freiburg im Breisgau geboren und früh Halbweise geworden, zog er mit seiner Mutter nach Leipzig. Kritischen Geistes fand der junge Mediziner Denkanstöße an der Universität im legendär gewordenen Hörsaal 40 durch die Philosophen Hans-Georg Gadamer und Ernst Bloch sowie den Germanisten Hans Mayer. Vom Charisma Dietfried Müller-Hegemanns angezogen, begann Weise 1953 hoffnungsvoll seine Assistenzarztzeit in der neu gegründeten Psychotherapieabteilung der Psychiatrischen und Nervenambulanz der Leipziger Universität. Die Klinik war nach ihrer Kriegszerstörung dezentral aufgeteilt in fünf über das Stadtgebiet verstreuten Gebäuden, die psychiatrische Abteilung befand sich weitab innerhalb der Heil- und Pflegeanstalt Leipzig-Dösen. Die Krankheitslehren Emil Kraepelins und Kurt Schneiders prägten das klinische Denken. Dieses Krankheitsverständnis identifizierte Weise früh als hemmend für einen menschenwürdigeren Umgang mit seinen Kranken. Ernüchtert von Müller-Hegemann konnte er in dessen als Neuordnung von Psychologie und Psychopathologie propagierter Pawlowscher Reflexologie nicht die ersehnte Neubesinnung der Psychiatrie erkennen.

Der Realität der Anstaltspsychiatrie begegnete er 1957/1958 als Oberarzt im vogtländischen Fachkrankenhaus

Rodewisch noch unmittelbarer. Hier lernte er die hohe Patientenzahl und die wirklichkeitsnähere Krankenpopulation kennen, die vom akademischen Behandlungsspektrum abwich. Gleichzeitig beeindruckte ihn, wie unter Rolf Walther in einer baulich maroden, ärztlich unterbesetzten Klinik rehabilitativ orientiert, mit reduziertem Zwang engagiert gearbeitet wurde. Hier begegnet er Karl-Peter Kisker, dessen philosophisch-anthropologisches Verstehen des kranken Menschen eine nicht bewertende und nondirektive Begegnung konstituiert. Ein Schlüsselerlebnis für Weise. Als umso belastender empfand der nun als Facharzt Zurückkommende die Heimkehr an die Leipziger Klinik, wo er ab 1962 als Oberarzt die psychiatrische Abteilung übernahm. Nur langsam und gegen Widerstände erreichen hier er und junge Mitarbeiter eine Verbesserung des Klimas.

Wissenschaftlich knüpfte er an die phänomenologische und anthropologische Psychiatrie sowie die Daseinsanalyse an, zu denen auch die von Karl Leonhardt geführte „Gesellschaft für Psychiatrie und Neurologie der DDR“ auf Distanz ging. Vonseiten der Staatsideologie drohten Weises Auffassungen als idealistisch und widersprüchlich zum naturwissenschaftlichen Psychiatrieverständnis bewertet zu werden. Sein Bleiben an der Universität war infrage gestellt, weil seine Sicht dem gewünschten „Küchenmädchen-Marxismus stalinistischer Prägung“ (O-Ton Weise) nicht entsprach. Zusammen mit seinem engen Freund, dem marxistischen Philosophen und Medizinhistoriker Achim Thom antwortete er, dass psychopathologische Phänomene nicht nur Krankheitssymptome und allein

Ausdruck neuronaler Störungen, sondern vor allem und primär in Analogie zu psychischen Phänomenen seelische Vorgänge seien. Was ebenso wie die psychosoziale Sicht, die die Subjektivität auch des kranken Menschen im lebensgeschichtlichen Kontext ernst nehme, weltanschaulich im paradigmatischen Einklang mit dialektisch und historisch materialistischem Denken stehe.

Klaus Weise habilitierte sich 1969 und nach seiner Dozentur wurde er 1974 ordentlicher Lehrstuhlinhaber für Psychiatrie und Direktor der seit 1968 verselbstständigten Psychiatrischen Universitätsklinik. Anfang der 1970er-Jahre war seine Klinik eine der ersten deutschen, in deren stationärem Wirkungsfeld offene Türen, eine aufgehobene Trennung der Geschlechter, nach Diagnosen und Verlauf integrierende teilstationäre und stationsambulante Behandlungsangebote unter Einbezug der Angehörigen, eine multiprofessionelle Teamarbeit mit Bezugstherapeutesystem sowie Gruppenpsychotherapie auch für psychisch schwer kranke Menschen realisiert waren.

Schon im Einvernehmen mit seinem Vorgänger Bernhard Schwarz setzte Weise auf eine mehrdimensionale, später auch funktionelle Diagnostik und eine Realisierung therapeutischer Gemeinschaftsprinzipien im klinischen Miteinander. Sein psychotherapeutisches Engagement verband er stets mit der Einsicht, dass psychiatrisches Handeln nicht akzeptabler und menschenwürdiger werde, verzichte man auf somatische Behandlungsmethoden, sondern es werde nur gewalttätiger. Er war jedoch stets um eine niedrige Neuroleptikagabe bemüht.

Abb. 1 ▲ Professor Dr. med. Klaus Weise (Bildquelle: Archiv für Leipziger Psychiatriegeschichte, Medizinische Fakultät der Universität Leipzig, mit freundl. Genehmigung)

In mit Weggefährten herausgegebenen Monographien wurde der Erkenntnisstand auch publiziert. Vor allem die „Sozialpsychiatrie in der sozialistischen Gesellschaft“ war ein Markstein, weil die Beiträge nicht nur die Bedeutung sozialer Faktoren für die Erkrankung und die gesellschaftliche Wiedereingliederung des Patienten darstellten, sondern auch eine theoretisch – marxistisch – fundierte sozialpsychiatrische Forschung anboten. Das Buch wurde grenzüberschreitend wahrgenommen. Weises über 200 (mit-)verfassten Publikationen in Zeitschriften und Aufsatzsammlungen war dies unter DDR-Gegebenheiten international kaum vergönnt.

Schwarz, inzwischen Direktor in Dösen, und Weise initiierten 1975 die sektorsierte Pflichtversorgung für Leipzig – ähnlich dem kurz zuvor eingeführten Modell in Hannover. Mit den dortigen Hochschulpsychiatern Kisker und Erich Wulff wurde mauerüberschreitender Gedankenaustausch gesucht. Die Weise'sche Klinik übernahm die Pflichtversorgung für Leipzig-Süd mit 110.000 erwachsenen Einwohnern in Kooperation mit der multiprofessionell besetzten Nervenabteilung der Stadtbezirkspoliklinik. Damit veränderte sich das Patientenprofil drastisch hin zu einer Vervielfachung der Anzahl gerontopsychiatrischer, neurotischer und Suchtpatienten sowie Persönlichkeitsbeeinträchtigter. Als eine Reaktion darauf entschied sich Weise für die von Carl Rogers begründete personen-

trierte Gesprächspsychotherapie als Psychotherapie vom Subjektstandpunkt, die die Selbstaktualisierung von Ressourcen des Betroffenen im Rahmen einer teilnehmenden Beziehung im intersubjektiven Verständigungsrahmen befördert. Mit der Fertigstellung des universitätsklinischen Bettenhauses erfolgte 1985 endlich die Rückkehr der Stationen und der Tagesklinik aus dem Döser Provisorium in das angestammte stadtzentrumnahe klinische Viertel. Weise konnte gerührt miterleben, dass psychisch und körperlich Kranke nun die gleichen Klinikgänge nutzten.

Mit der Implosion der DDR und der Wiedervereinigung erlebte er seinen zweiten gesellschaftlichen Umbruch. 1990 votierten 78% der Klinikmitarbeiter in einer geheimen Abstimmung dafür, dass Weise bis zur Emeritierung 1995 als Klinikdirektor weiterarbeiten durfte. Auch die Evaluierung durch die neuen Gremien der Universität bestand er. Eine Berufung neuen Rechts wurde dem ehemaligen SED-Mitglied wegen Systemnähe verwehrt. Als Arzt ließ er es sich selbst als Chef nicht nehmen, auch außerhalb seiner Gruppenvisiten und Patientenbesprechungen täglich vorrangig schwerstleidende Patienten zu sehen und Behandlungsoptionen mit ihnen und dem Team zu beraten. Es kam immer wieder vor, dass er mehr anamnestische Informationen vom Patienten erhalten hatte als alle anderen. Für ihn war es selbstverständlich, dass er bis zu seinem Ausscheiden am Rufbereitschaftsdienst teilnahm und selbst vor Ort war, wenn junge Kollegen Unterstützung brauchten.

Seinen Klinikabschied vollzog er aber mit Konsequenz. Bis ihn seine Lebenskräfte vor zwei Jahren verließen, setzte er sich mit den Unterschieden der psychiatrischen Praxis in den gesellschaftlichen Kontexten kritisch auseinander. Auch beklagte er eine technokratischer werdende Sozialpsychiatrie und Psychotherapie. Er identifizierte sich selbst nie reduziert als Sozialpsychiater, setzte sich auch mit diesem Begriff publizistisch auseinander. Nach seinem Selbstverständnis bleibe Sozialpsychiatrie ohne Psychotherapie stets nur Fragment, weil der Betroffene als Subjekt ausgeblendet werde.

Er wurde Förderer, Mitglied, Lerner und Teilnehmender des nach 1989 gegründeten Selbsthilfvereins „Durchblick e. V.“. Einer Einladung der Kunstgruppe anlässlich seines 90. Geburtstags im März 2019 zu einer Feierstunde folgte er trotz gesundheitlicher Schwäche. Es wurde sein letzter Ausflug. Mit sichtlich bewegten Worten würdigten Betroffene ihn als leidenschaftlichen Reformpsychiater und als ihren beharrlichen Anwalt, schilderten, wie sie ihn als Professor aus dem psychiatrischen Klinikalltag kannten, wie er „zum Hierarchieabbau“ die Ansprache „Herr Weise“ vorzog. Ehemalige Kollegen, Mitarbeiter und Schüler sprechen noch immer voller Respekt und Warmherzigkeit von ihrem ehemaligen Chef und Lehrer, der ihnen stets als eine beeindruckend bescheiden gebliebene Persönlichkeit gegenübergetreten war. Auch ihnen wird er in dankbarer Erinnerung bleiben.

Korrespondenzadresse

Prof. Dr. Holger Steinberg

Archiv für Leipziger Psychiatriegeschichte, Klinik und Poliklinik für Psychiatrie und Psychotherapie, Medizinische Fakultät der Universität Leipzig
Simmelweisstr. 10, 04103 Leipzig, Deutschland
holger.steinberg@medizin.uni-leipzig.de

Philipp Rauh (Autor), Sascha Topp (Autor)

Konzeptgeschichten

Zur Marburger Psychiatrie im 19. und 20. Jahrhundert

Göttingen: V&R unipress 2019, 1. Auflage, 380 S., (ISBN: 3847109952), 50 EUR

Seriöse, objektive Geschichtsschreibung befolgt den Grundsatz des großen römischen Historikers Publius Cornelius Tacitus (ca. 55-117 n. Chr.), aufgestellt im ersten Kapitel seiner „Annalen“, der besagt, dass Geschichtsschreibung „sine ira et studio“, d.h. ohne Abneigungen und Vorlieben, zu erfolgen habe. Leider haben die Autoren der „Konzeptgeschichten“, Philipp Rauh und Sascha Topp, sich nicht an diese Maxime gehalten.

In weiten Teilen ist ihr Werk keine um Objektivität bemühte geschichtliche Darstellung psychiatrischer Theorien und Krankheitsmodelle sowie deren jeweilige Rezeption und Fortentwicklung durch die nachfolgende Wissenschaftlergeneration, sondern eine vorab und unreflektiert an einseitigen anti-biologischen Wertmaßstäben orientierte und oftmals im Brustton herablassender moralischer Selbstgerechtigkeit erfolgende Verurteilung von Psychiatern und anderen Wissenschaftlern wegen wirklicher oder vermeintlicher Verfehlungen in der Zeit vor, während und nach der Zeit des Nationalsozialismus (s. bes. S. 277 ff.; 337).

Dabei kommt die Darstellung der genuinen Wissenschaftsgeschichte, d.h. das Auseinanderhervorgehen der jeweils jüngeren aus den älteren Theorien, die die eigentliche Aufgabe des Buches gewesen wäre, erheblich zu kurz; der Leser erhält darüber lediglich bruchstückhafte und im Ganzen unzureichende Informationen (z.B. S. 246).

Darüber hinaus enthält das Buch zahlreiche Ungenauigkeiten bzw. handwerkliche Fehler, wie z. B. dass Wilhelm Griesinger seit 1865 Inhaber des ersten ordentlichen Lehrstuhls für Psychiatrie gewesen sei. Tatsächlich ist Christian August Heinroth (1773-1843) bereits im Jahre 1811 in Leipzig auf den weltweit ersten Lehrstuhl für Psychiatrie berufen worden.

Ebenso unzutreffend ist die Behauptung der Autoren, die Universitätspsychiatrie in Marburg sei „bislang reine Männersache“ ge-

wesen, und die erste Habilitation einer Frau sei erst im Jahre 2018 erfolgt. Zutreffend ist hingegen, dass in der Kinder- und Jugendpsychiatrie bereits zuvor vier Frauen habilitiert wurden, nämlich

1970: Doris Weber, 1977: Iris Dauner, 1990: Beate Herpertz-Dahlmann und im Jahre 2011 Inge Kamp-Becker.

Überhaupt ist auffällig, dass die Darstellung in der Hauptsache lediglich die Marburger Erwachsenenpsychiatrie betrifft, und zwar bis in das Jahr 2008; die Geschichte der Kinder- und Jugendpsychiatrie hingegen mit dem Nationalsozialismus und dessen von den Autoren besonders apostrophierten Kontinuitäten in der unmittelbaren Nachkriegszeit im Werk Hermann Stuttes enden lässt.

Die nachfolgende Entwicklung der Marburger Kinder- und Jugendpsychiatrie, ihren Auf- und Ausbau zu einer über Deutschland hinausreichenden klinischen Disziplin mit europa- bzw. weltweiter Reputation durch Helmut Remschmidt wird mit keinem Wort erwähnt.

Zu den zahlreichen Vorurteilen der Verfasser gehört auch ihre Behauptung, dass die Kritik der Professoren an der Hessischen Hochschulreform u.a. auf einer „Angst um ihre Pfründe“ beruht habe (S. 260), und dass viele Professoren „engstirnigen Beharrungstendenzen“ unterlegen seien (S. 261). Dass die unausgeglichene Hochschulreform berechnete Kritik erfuhr und „als unsinnig erkannt“ in weiten Teilen zurückgenommen wurde (Bildung medizinischer Zentren, Abschaffung der Habilitation, Überleitung von Assistenten ohne Habilitation in Professorenstellen, unausgewogene Mehrheitsverhältnisse in den Gremien, etc.), ist den Verfassern keinen Hinweis wert. Hier zeigt sich in besonders hervorstechender Weise deren dem 1968er Zeitgeist verpflichtete Polemik.

Durch die aufgezeigten ideologiebedingten

Voreingenommenheiten der Autoren sowie die handwerklichen und fachlichen Mängel der Darstellung wird der wissenschaftliche Wert des Buches insgesamt empfindlich geschmälert.

Prof. Dr. med. Michael L. Schäfer